

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 66.

Freitag, 19. März.

1915.

(23. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krideberg.

Nachdruck verboten.

„Gahahal!“ sie lachte schneidend auf, daß es ihm in den Ohren gellte. „Das ist recht, das ist die gerühmte Greningsche Gastlichkeit! Erst sehest du alle Mittel in Bewegung, mich ohne den Willen meiner Eltern herbeizulocken, machst mir Versprechungen und schöne Redensarten, gibst leichtfertig meinen guten Namen preis, indem du mir vor aller Welt den Hof machst, und gestattest, daß man Kombinationen über eine Verbindung zwischen uns beiden daran knüpft, — und jetzt sehest du dich aufs hohe Pferd und wagst, mir eine moralische Vorlesung zu halten? Das ist ja sehr ritterlich. Was blieb mir anderes übrig, als selber dafür zu sorgen, daß ich nicht schuklos dastand, wenn es dir beliebt, dein Spiel mit mir abzubringen? Danken solltest du mir, Heinz von Grening, daß ich dich so ohne weiteres laufen lasse.“

„Pui!“ rief Heinz, sich innerlich vor Ekstase schüttelnd, „jetzt zeigst du dich ganz, wie du bist! Du willst eine Grening sein? Pui — pui! Du gibst mir eine bittere Lehre . . .“

„Nah, ich mache mir nicht so viel daraus, was du und deinesgleichen über mich denken.“ Sie schnippte mit dem Finger. „Ich lache eurer Mohlhuppenmoral, ihr Tugendssimpel! In der Welt wird man nicht nach seiner edlen Gesinnung, sondern nach seinen Erfolgen gewertet, — und ich werde meinen Weg machen auch ohne dich, verlaß dich darauf! Verkrieche dich mit deiner einäugigen Dulzinea meinetwegen in eine Schäferhütte und ersterbt beide in Biederkeit und Whistfahrigkeit! Weißt du, was der einzige Unterschied zwischen jenem Mädchen und mir ist? Ich gestehe ehrlich ein, was ich bin und wonach ich strebe, — und sie willst wie der Maulwurf im stillen, spielt die edelmütig Entsetzte, weil sie damit den Greningschen Litz, den Moralitätsdufel, am besten fördern kann . . . Gahahaha, wie du an ihrem Faden zappelst! Zum Totlachen ist's.“ Aber ihr Lachen brach mit einem schrillen Wixton ab. Er hatte vergebens versucht, ihr den Mund zu verbieten, wie ein Wasserfall stürzten die Worte über ihre Lippen, — jetzt packte er sie ohne weiteres am Arm mit einem so festen Griff, daß ihr ein Schmerzenslaut entwich: „Schweig, oder ich züchtige dich, wie es eine zügellose Megäre verdient.“

Stumm schritt er neben ihr bis zu einer Seitentür des Schlosses, sie schlüpfte hinein, ohne den Blick zu ihm zu erheben, und er ging in den Park zurück. Im Pavillon traf er den Grafen, seiner wartend.

Schliesen hatte inzwischen Zeit gehabt, seine Fassung und seine Überlegung wieder zu erlangen, und er mußte sich eingestehen, daß die Sachlage im höchsten Grade fatal und wenig ruhmvoll für ihn war. Er fühlte sich beschämt und vor sich selber erniedrigt, und es bedurfte einiger Anstrengung, daß er Heinz beherrscht entgegenzutreten konnte.

Die Unterredung der beiden Herren war kurz und knapp.

Schliesen sprach Heinz sein tiefstes Bedauern über die Angelegenheit aus und stellte sich ihm völlig zur Disposition, — nur heiraten würde er Fräulein von Grening niemals. Heinz verlangte eine Erklärung dafür, und Schliesen sah sich, so peinlich es ihm war, den guten Namen einer Dame hinter ihrem Rücken anzutasten, gezwungen, unumwunden einzugestehen, daß Fräulein von Grening nicht hoch in seiner Achtung stünde. Er habe zwar einen Champagnerausch gehabt, der sei aber nicht derartig gewesen, daß er den guten Ruf einer Dame seiner Kreise leichtfertig aufs Spiel gesetzt haben würde. Wenn er Fräulein von Grenings Wunsch, Kühlung im Park zu suchen, bereitwillig nachgekommen sei und sich von ihr bis nach dem Pavillon habe führen lassen, so sei es geschehen in dem Bewußtsein, daß für Fräulein von Grening dabei nichts auf dem Spiel stand. Schon lange habe er Fräulein von Grening von Ruf, und nicht vom besten Ruf, gekannt, ehe er sie auf Luisenwerder auch persönlich kennen gelernt hätte, und wenn Heinz nicht ihr Vetter wäre, würde er im Offizierkorps seines Regiments allerlei Pikanteries über sie hören können. Sie sollte schon verschiedene, nicht unbedingt reinliche Liaisons gehabt haben, aber das seien unkontrollierbare Gerüchte, die ein Kavaliere nicht zu seiner Entschuldigung anführt.

Im letzten Winter sei in Berlin ein Prinz Bronskoff aufgetaucht, der in den Klubs, auf den Rennplätzen und selbst in den Salons der ersten Gesellschaft viel von sich reden gemacht, den raffinierten Lebemann gespielt und viel Geld ausgegeben habe. „Es hieß, daß er sich in irgend einer legendären diplomatischen Mission in Berlin aufhalte“, fuhr Schliesen fort, „aber ich glaube, er war eher ein Bigamer. Kurzum, dieser „Prinz“ oder Abenteurer hat der schönen Grening auffällig den Hof gemacht, so auffällig, daß eigentlich nur eine Verlobung darauf folgen konnte. Die Verlobung blieb aber aus, und eines Tages war Bronskoff aus der Residenz verschwunden. Er soll falsch gespielt und auf den Rennplätzen Schiebungen gemacht haben, da aber verschiedene hochstehende Kavaliere in die Sache verwickelt waren, hat man sie still unterdrückt und den famosen Prinzen einfach abgeschoben. Auch Fräulein von Grening verschwand für eine Weile vom Schauplatz. Das wäre zu verstehen gewesen; für eine feinsinnige Dame mußte es unerträglich sein, den Gegenstand allgemeinen Spottes zu bilden, und sie mußte naturgemäß vorziehen, irgendwo in der Verborgenheit abzuwarten, bis die Angelegenheit vergessen war. Aber Fräulein von Grening hielt sich aus einem anderen Grund in der Verborgenheit auf, sie lebte in einem kleinen fashionablen Badeort der Schweiz höchst ungeniert mit dem „Prinzen“ zusammen. Ein Kamerad, der zufällig dorthin verschlagen wurde, hat sie beide gesehen, und er hat konstatiert, daß sie sich als Mann und Frau ins Fremdenbuch eingetragen haben. Eine Sanktionierung des Verhältnisses durch eine nachträgliche Verbindung hat bis jetzt nicht

stattgefunden, man hört nichts mehr über die erotische Geschichte, als daß von Zeit zu Zeit an die Adresse Fräulein von Grenings beträchtliche Geldsendungen von einem unbekannten Absender erfolgen.“ Heinz konnte sich wohl denken, daß die Dame seitdem die Achtung der Eingeweihten völlig verscherzt habe. Die jungen Offiziere hätten sich zwar ihr Wort gegeben, um ihres Vaters willen, der ein Ehrenmann und sehr beliebt sei, die Sache einstweilen totzuschweigen, daher seien die Damen Grening noch in ihrem Gesellschaftskreis gelitten, aber man begegne ihnen bereits mit Mißtrauen, denn es sei nicht zu vermeiden, daß allerlei gemunkelt würde. Heinz würde wohl schon von dem Gerücht gehört haben, daß der Oberst von Grening beabsichtige, seinen Abschied zu nehmen; wahrscheinlich habe man ihm das nahegelegt. Alsdann würde man seine Familie in der Gesellschaft fallen lassen. Es sei schade um den Mann, der keine Ahnung von dem Treiben in seinem Hause habe, da er schon seit Jahren, wenn auch nicht offiziell, völlig getrennt von Frau und Tochter lebe. Frau von Grening indessen sei eine Dame, die man allgemein für skrupellos und wohlhabend in dergleichen Dingen halte. „Sie sehen also, Grening“, endete Schliesen, „daß mein Vergehen gegen Fräulein von Grening nicht groß ist, aber ich hätte die Gastfreundschaft Ihres Hauses nicht mißbrauchen, nicht vergessen dürfen, daß die Dame Ihre Cousine ist — da liegt meine Schuld. Können Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich die Unbesonnenheit bitter bereue? Sie kennen mich und wissen, daß mir eine so grobe Taktlosigkeit nur im Rausch passieren konnte.“

Heinz war außer sich vor Zorn und Beschämung. Seine Cousine eine Dirne; eine Demimondaine unter dem Schutz seines Hauses, — er schüttelte sich vor Widerwillen. Wenn ihr Vater von diesen Dingen erführe, bliebe ihm ja nur die Kugel übrig. Um einer solchen Person willen konnte er Schliesen nicht ernstlich gürnen, und er durfte ihm nicht einmal den Vorwurf machen, daß er ihm nicht früher ein Wort der Warnung gesagt habe, da sie trotz alledem doch immer seine Cousine blieb.

Sie gingen beide, in peinigendes Grübeln versenkt, stumm dem Schlosse zu. Schliesen wollte sofort abfahren.

„Ich werde an Fräulein von Grening schreiben“, sagte er beim Abschied. „Sie hat das Kollier der Baronin Zabern sehr bewundert, ich bin versichert, daß sie lieber ein ähnliches akzeptieren wird als die Hand eines Enterbten, der ich im Augenblick meiner Verlobung mit ihr sein würde.“

„Machen Sie das mit ihr ab“, rief Heinz voll Abscheu, „ich will mit der Sache nichts zu tun haben, die Dame hat aufgehört, für uns zu existieren!“

Heinz mußte gezwungenermaßen zu den Gästen seines Hauses zurückkehren, aber zu seiner unaussprechlichen Erleichterung trafen sie bereits Anstalten zum Aufbruch.

Und endlich war es still im Schloß. Er warf sich im Frack, wie er war, aufstöhnend in einen Sessel seines Zimmers. Alle Freude war aus seinem Herzen geschwunden, und ein Gefühl, als ob er selber besudelt sei und sich schämen müsse, beherrschte ihn ganz und gar. Das Bewußtsein, daß Biddy noch unter demselben Dache mit ihm weilte, war ihm wie ein persönlicher Makel, und die Ungeduld, sein Haus rein von ihr zu wissen, brannte in ihm. Vollends elend machte ihn der Gedanke, daß es eine kurze Zeit gegeben hatte, in der er selber den Reizen der Kokette verfallen gewesen war, und wenn er sich vergegenwärtigte, daß er sein reines, keusches Lieb gezwungen, die Gesellschaft einer Dirne zu ertragen, ja, daß er die kleine Dore für ein paar Augenblicke hinter jener zurückgesetzt . . . und daß sie noch jetzt glaubte, er verzichte nur mit unendlichen Seelenqualen auf die „schöne“ Cousine, — dann hätte er sich die Haare raufen mögen.

Als der Morgen dämmerte, saß er noch immer auf demselben Platz, finster vor sich hingrübelnd. Erst als das Rollen des Wagens, der Biddy hinwegführte, an sein Ohr drang, kam Leben in ihn. Er lauschte, bis das Rädergerassel in der Ferne erstarb, dann sprang er, wie von einem qualvollen Zwange befreit, auf, reckte und dehnte sich, strich sich langsam über Gesicht und Stirn, und nun stand er da, aufrecht und fest wie stets, und mit der Hand verächtlich durch die Luft fahrend, sagte er: „Fort damit! Man muß darüber hinwegkommen.“

Aber noch einmal im Laufe des Morgens wurde er an Biddy erinnert. Beim Aufräumen ihrer Zimmer hatte das Mädchen ein zusammengeknülltes, eng beschriebenes Blatt Papier gefunden. Das brachte sie ihm, weil es möglicherweise etwas Wichtiges enthalte. Es war ein gewöhnlicher Wirtschaftsbericht des ehemaligen Volontärs Bertram, aber er gewann Bedeutung durch die Spuren, die das Nachzeichnen von Buchstaben und ganzen Worten hinterlassen hatte. Also auch der anonyme Brief kam, wie Mittmeier richtig vermutet hatte, auf Biddys Rechnung.

Als der Sanitätsrat zu seinem gewöhnlichen Besuch auf Ruifenwerder erschien, wunderte er sich nicht wenig, daß der junge Herr ihn zu sich bitten ließ, denn Heinz von Grening erfreute sich doch sonst einer blühenden Gesundheit.

Er fand ihn in einem Zustande nervöser Überreiztheit nach der schlaflosen Nacht. „Nun, mein junger Herr, wo steckt's?“ fragte er, ihn über die Brille hinweg mit seinem scharfen Augen forschend betrachtend, wie er Dore an jenem Tage gefragt hatte, und wie sie, so antwortete jetzt auch Heinz: „O, mir fehlt nichts, Herr Sanitätsrat, ich möchte nur einen Rat von Ihnen, dem alten Freund unseres Hauses, erbitten.“

„Sm!“ machte der alte Herr.

„Unsere Dore ist seit einiger Zeit offenbar leidend“, ging Heinz nach einigem Zögern direkt auf sein Ziel los. „Ich bitte Sie, mir ehrlich zu sagen, was Sie von ihrem Gesundheitszustand denken, — finden Sie ihn kritisch?“

Der Rat räusperte sich, zog die Augenbrauen hoch und meinte wichtig: „Ja, sehr kritisch!“

„Um Gottes willen! Und was fehlt ihr? Ich bitte Sie, Herr Rat, schenken Sie mir reinen Wein ein.“

„Alles mögliche fehlt ihr: allgemeine Nerven-depression mit gelegentlichen Reizzuständen bis zum Hellschauen und zu Wahnvorstellungen, vor allen Dingen aber eine seriöse Affektion des Herzmuskels.“

Heinz hatte die Hände in stummer Qual umeinandergezwunden. „Das ist ja entsetzlich. Wie ist es möglich, daß ich bis jetzt von alledem nichts gemerkt habe?“

„So — so, müssen Sie schlechte Augen gehabt haben, mein junger Freund, wenn Sie die bleichen Wangen, das matte, umrandete Auge nicht gesehen haben! Aber Sie sind gewiß anderweitig in Anspruch genommen gewesen in letzter Zeit.“

(Schluß folgt.)



Mit manchen Frauen hat man nur ein gutes Auskommen, wenn man ein gutes Einkommen hat.

Englands Seewillfür.

(Aus der Geschichte des Seekrieges.)

Die ganze Entwicklung des Seekriegsrechts ist eine eizige Vergewaltigung der anderen Staaten durch England, das das brutale Recht des Stärkeren stets rücksichtslos hervorgekehrt hat. Wenn sich heute Großbritannien an keine Verträge und Regeln kehrt, sondern nur nach seinem Vorteil handelt, so folgt es nur den Überlieferungen, die es aus allen Zeiten seiner Geschichte besitzt. Der Seekrieg läßt sich ja viel leichter durch das Völkerrecht einschränken als der Landkrieg, denn

das Meer ist überall ein gleichartiges Element, und die auf ihm fahrenden und kämpfenden sind so losgelöst von der Heimat, daß es wohl möglich schien, für sie ebenso strenge und genaue Kriegsgesetze aufzustellen wie einst im mittelalterlichen Turnier für die in die Schranken reitenden Ritter. Sehr früh in der neueren Geschichte, lange bevor man an ein Völkerrecht des Landkrieges dachte, sind denn auch Ansätze zur Ausbildung eines Seerechts gemacht worden; aber einer Verwirklichung und Ausgestaltung dieser Ideen hat sich immer und immer wieder ein und dieselbe Macht entgegengesetzt: England. Die Gewohnheiten der französischen und niederländischen Seefahrer wurden bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts in den berühmten „Rooles d'Oléron“ zusammengefaßt und als maßgebend hingestellt. Aus diesen „Rollen“ der Insel Oléron entwickelten sich dann anfangs des 14. Jahrhunderts im Norden das „Seerecht von Wisby“, in dem die Schiffsabzugsregeln des hanseischen Handels zusammengefaßt waren, und im Süden das zu Barcelona aufgeschriebene „Consolato del Mare“, auf das die Briten noch jetzt nach einem halben Jahrtausend, wenn es ihnen gefällt und nützlich ist, zurückgreifen. Dieses spanische Seerecht, auf dem auch noch die späteren Reize der Hanse beruhen, regelte zum erstenmal die ja auch jetzt wieder in den Vordergrund gerückte Flaggenfrage. Das Recht der Flagge wurde gänzlich von der Ladung getrennt; ein neutrales Schiff blieb frei, auch wenn es Waren des Feindes führte; diese selbst wurden ihm allerdings fortgenommen. Ein feindliches Schiff dagegen war „gute Prise“, auch wenn es lediglich Güter führte, die Neutralen gehörten und die man sich nicht aneignete.

England stimmte, so lange es noch nicht die unbeschränkte Herrschaft auf dem Meere besaß, diesen Grundsätzen zu. Nur in „seinen Meeren“ verfuhr es schon damals willkürlich, denn während noch Königin Elisabeth erklärte: „Die Benützung des Meeres und der Luft ist allen gemeinsam“, hatte doch schon König Edgar zu Ende des 10. Jahrhunderts die Zugehörigkeit des „mare Anglicanum“ zu seiner Krone feierlich ausgesprochen, und Albion legte diesen Ausdruck bald den umfassendsten Begriff bei und erweiterte ihn bedeutend durch Cromwells Navigationsakte von 1651. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begann nun England immer brutaler die unbeschränkte Macht auf dem Meere an sich zu reißen. Ein Beweis dafür waren jene uns heute fast komisch anmutenden Streitigkeiten um das „Seegeremoniell“, dem aber in jenem großen Jahrhundert der Höflichkeit eine hohe reale Bedeutung innewohnte. Zwischen England und Holland kam es 1652 wegen des „Salutes“ mitten im Frieden zum Seegefecht und in der Folge zum erbitterten Krieg. 1687 gab England seinen Kapitänen den Befehl, von jedem fremden Staatsschiff, dem sie in den „königlichen englischen Meeren“, d. h. vom Kap Staaten in Norwegen bis zum Kap Finisterre, begegneten, zu verlangen, daß es das Marssegel streiche und die Flagge niederhole; geschehe das nicht gutwillig, dann solle man diese Ehrfurchtsbezeugung mit allen Mitteln erzwingen. Der „Sonnenkönig“ dagegen befahl, daß französische Kriegsschiffe überall den ersten Gruß zu fordern und nötigenfalls zu erzwingen hätten. Zu dieser Zeit war der Grundsatz üblich geworden: „Frei Schiff, frei Gut“, d. h. das ganze Recht wurde an die Flagge gebunden, und so entstand eine Unsicherheit und Verwirrung, indem man sich je nach Belieben an den alten oder neuen Brontch halten konnte. Von dieser Möglichkeit machte England den weitgehendsten Gebrauch. Es handelte in jedem Falle, wie es seinem Vorteil am besten entsprach, und machte sich das Recht der Untersuchung aller neutralen Schiffe an, dehnte den Begriff der Konterbande im 18. Jahrhundert auf alles aus, selbst auf Holz und Teer, weil das zum Schiffbau verwendbar sei. Auch das Kaperverwesen, den Brauch, Handelschiffe fortzunehmen und in Kriegsschiffe umzuwandeln, übte es in der schwachvollsten Weise. Ein englischer Statistiker hat ausgerechnet, daß in den Jahren von 1801 bis 1812 nicht weniger als 36 887 Schiffe von der britischen Flotte gekapert und in ihren Dienst gestellt wurden. Vergleichlich erklärten Menschenfreunde, wie Benjamin Franklin, die Kaperei für einen der schlimmsten Schandflecke in der Kriegsgeschichte; vergeblich ging Friedrich d. Gr. mit gutem Beispiel voran, indem er mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abschloß, demzufolge beide Mächte niemals Kaperverbriefe gegeneinander ausstellen wollten; vergeblich erklärte die gescheiterte Versammlung Frankreichs 1792 die Abschaffung der Kaperei; England hielt hartnäckig daran fest, weil es in dieser Räuberei sein wirkungsvollstes Kriegsmittel sah. Am meisten litten auch damals die Neutralen unter Englands Brutalität, und so kam es 1780 zu einem ersten Bund der Neutralen gegen England, wobei Kaiserin Katharina von Rußland den Begriff der „bewaffneten Neutralität“ zum Schutze der Schifffahrt durchführte und alle seefahrenden Staaten beitraten, natürlich

mit Ausnahme Englands. Der englische Minister Pitt erklärte offen: „Wir müssen unsere glückliche Lage der Überlegenheit ausnützen, um allein unser Recht auf unabweisbare Weise zu begründen“, und Nelson nannte den Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut“ „ungehauerlich und beschimpfend für die Rechte Englands auf dem Meere“. So führte denn England die von Napoleon besetzte „Verknechtung der Meere“ ohne jede Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit durch und sprach allem Seekriegsrechtohn. Erst während des Krimkrieges hat es sich auf Drängen Frankreichs zu einigen Zugeständnissen bequemt und auf dem Friedenskongreß von Paris sogar die „Deklaration“ des Seekriegsrechts von 1856 gestattet. Aber auch weiterhin hat es sich nie streng an die von ihm anerkannten Verträge gehalten und erkennt letzten Endes so wenig ein Seekriegsrecht an wie je.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit,

Was sie sagen.

Ich lüge nie, auf Ehrenwort, sagt Rußland,
Ich sprech' die Wahrheit immerfort, sagt England,
Ich rede immer klar und grad, sagt Frankreich,
Ich schweig und rede durch die Tat, sagt Deutschland.

Den Krieg, den führ' ich noch fünf Jahr', sagt Frankreich,
Ich führ' ihn zehne, das ist klar, sagt Rußland,
Ich führ' ihn zwanzig ganz gewiß, sagt England,
Ich führ' ihn, bis er fertig ist, sagt Deutschland.

Wir schließen Frieden nur zu dritt, sagt England,
Ja wohl, wenn du schlägt, schließ' ich mit, sagt Rußland,
Wir schließen Frieden in Berlin, sagt Frankreich,
Ja wohl, und ich diktiere ihn, sagt Deutschland.

Stark ist mein Arm und groß mein Mut, sagt England,
Ich schlag' den Gegner bis aufs Blut, sagt Frankreich,
Ich schlag' ihn ganz allein entzwei, sagt Rußland,
Drum kämpfen achte gegen zwei, sagt Deutschland.

Die Deutschen soll'n in Brüssel sein, sagt Rußland,
Sie nahmen längst Antwerpen ein, sagt England,
Mich dünkt, die kriegen immer mehr, sagt Frankreich,
Ja, Krieg, das kommt vom „kriegen“ her, sagt Deutschland.

Deutschland ist's ärmste Land der Welt, sagt Rußland,
Es hat nicht einen Pfennig Geld, sagt Frankreich,
Nicht einen Kreuzer, glaubt es mir, sagt England,
Die Kreuzer hol'n wir uns von dir, sagt Deutschland.

Wir schlagen Deutschland, eh' man's glaubt, sagt England,
Wir schlagen euch direkt aufs Haupt, sagt Rußland,
Wir schlagen, bis das Herz euch bricht, sagt Frankreich,
Du kennst mein Herz noch lange nicht, sagt Deutschland.

Wir war'n für Frieden, das ist klar, sagt Frankreich,
Auch wir, wir hab'n den Friedenszart, sagt Rußland,
Auch unser king ist mild und zart, sagt England,
Genau wie „Onkel Eduard“, sagt Deutschland.

Wir sind schon halbwegs in Berlin, sagt Frankreich,
Wald merd'n wir durch die Linden zieh'n, sagt England,
Das Kaisererschloß wird unser Sitz, sagt Rußland,
Auf Wiederseh'n in Döberitz, sagt Deutschland.

Barbaren soll'n die Deutschen sein, sagt Rußland,
Sie schlagen alles kurz und klein, sagt Frankreich,
Sie haben schon alles klein gekriegt, sagt England,
Wozu deine große Schnauze nicht, sagt Deutschland.

Diese Verse hat ein in Holland lebender Deutscher von einer Reise nach Schweden mitgebracht. Der Name des Verfassers fehlt leider.

Ein deutscher Landwehrmann über Gzenstochau. Einen interessanten Ausschnitt aus dem Leben und Treiben in dem jetzt unter österreichische Verwaltung gestellten Gzenstochau zur Zeit der deutschen Besetzung schildert ein Feldwebel vom Posener Landwehrkorps in den dortigen „Neuesten Nachrichten“. Er erzählt: An einem frischen Herbstmorgen fuhr ich in die Stadt (Gzenstochau). Sie war schon zur früheren Stunde von Gänslern und Händlerinnen belebt, die Rüden, Schoßlade, Streichhölzer, Semmeln usw. an die Soldaten verkauften, aufdringlich jeden Soldaten mit „Kaufen Sie“ anrufend. Wir passierten eine Brücke, an der ein Doppelposten Wache hält, und kommen auf ein unglaubliches Pflaster, das uns zwingt, langsam zu fahren. Aber schon hier, beim Eingang der Stadt, verschärfen wir preussische Ordnung. Unter Aufsicht von polnischen Feuerwehrmannschaften werden die Straßen gefegt, und zwar gründlich, so daß, je weiter man

in die Stadt kommt, angenehm die Sauberkeit der Straßen auffällt. Es ist Samstag, und die meist jüdischen Geschäfte sind geschlossen. Die Inhaber derselben stehen in langen Kaskaden auf dem Markt und an den Häusern. Mein Hauptzweck der Fahrt, die Erledigung der Post, ist bald besorgt, und ich befinde mich endlich wieder einmal in einer wirklichen Stadt. In der breiten, promenadenartigen Ulica teatre stehe ich und freue mich kindisch über die Sauberkeit der Straßen, die großen Häuser mit eleganten Bädern, über die Automobile, über die eleganten Dämonen in modischen Röcken, über die Kleinigkeiten einer Großstadt. Dann sage ich zu dem mich begleitenden Stübenunteroffizier: Jetzt suchen wir ein elegantes Kaffee und trinken dort ein gutes Glas Bier. Als wir an den kleinen Marmorischen auf zierlichen Stühlen in dem sehr sauberen Lokal saßen, fühlten wir uns so recht behaglich. Doch mich reizte es, das Kloster zu sehen. . . Am Eingang der Kirche sitzt ein Vater und nimmt die freiwillig gespendeten Gaben in Empfang. Ein hoher Vorraum nimmt uns auf, ein Deutsch sprechender Führer zeigt uns den Weg nach dem Hauptschiff. Reicher Schmuck und reiche Verzierungen überall; etwas zu bunt finde ich die Kostbarkeiten, die in fast erdrückender Fülle in allen Räumen angebracht sind. Lautlos bewegen sich die andächtigen Besucher, meist Soldaten, in der geheizten Kirche. Auf den Knien beten die Verbeugtesten Gläubigen zu dem wunderwürdigen Muttergottesbilde, welches zweimal am Tage enthüllt wird, in der übrigen Zeit aber durch eine silberne Platte verdeckt ist. Auf mich, den Nichtkatholiken, übt der Zauber dieser Stätte einen mächtigen Eindruck. Als wir in die Stadt zurückkehren, ist es Mittag, und ein großstädtisches Leben flutet durch die Straßen. In den Geschäften ist eine reiche Auswahl aller Bedarfsartikel vorhanden. Die Einwohner sind zu den Truppen freundlich und entgegenkommend und offenbar sehr froh, von der Russenherrschaft befreit zu sein. In der Brauerei herrscht ein reges Leben. Unaufhörlich rollten die Wagen einzelner Truppenteile über den geräumigen Hof. Das Bier ist sehr gut und kostet die Krone 19 M. Ich glaube, der Bierbrauer und der Photograph sind die zufriedenste Leute in Gienstockau. Der einzige Wunsch, den man überall hört, ist: wenn nur die Russen nicht wiederkommen. Für den deutschen Soldaten haben die Bewohner eine große Achtung. Nicht allein wegen seines anständigen Betragens, sondern mehr noch wegen seiner Intelligenz, weiß jeder Lesen und Schreiben kann. Nur wollen die Einwohner hier nicht glauben, daß wir in Deutschland keine Kasse haben.

Die „Jungfrau vom Vaisa“. Eine russische „Jungfrau von Orleans“ ist, wie sich englische Blätter aus Petersburg melden lassen, in den Reihen der Kämpfer erschienen. Es handelt sich um Lubmila Ogareff, die Tochter eines kleinen Handelsmannes in Irkutsk, die von dem Glanzen beseelt ist, daß der heilige Georg ihr selbst erschienen sei und sie mit der Aufgabe des Kampfes für ihr Vaterland betraut habe. Mit 7 Jahren in der Kasse, die die Erbsparnisse ihrer Kindheit darstellten, machte sich Lubmila auf den 5000 englische Meilen weiten Weg von ihrer Heimat zur Schlachtfeldfront in Polen. Drei Monate mußte sie fast wandern, ehe sie ihr Ziel erreichte. Sie legte den Weg meist zu Fuß zurück, gelegentlich fand sie auch Unterkunft auf einem Güterzug. Überall sprach sie von ihrer Mission und während sie bei den meisten auf ein ungläubiges Lachen stieß, fand sie bei anderen auch Unterstützung mit Geld. In Moskau schnitt sie sich ihr Haar ab und kaufte sich die Uniform eines verwundeten Soldaten. Dann erschien sie westlich von Warschau, wo sie sich einer Anzahl wiederbestellter Soldaten anschloß, die zu ihren Truppenteilen zurückgingen. In der Front nahm sie an den Kämpfen teil. Während eines Nachtangriffes an der Rawka stürmte Lubmila so tapfer ihren männlichen Kameraden voran, daß sie in Gefangenschaft geriet; kurze Zeit darauf gelang es den Russen jedoch, sie wieder zu befreien.

Der Krieg in der südafrikanischen Sandwüste. Nach der Niederlage des Burenaufrandes hat General Botha jetzt mit einer Armee, die nach englischen Berichten 50 000 Mann stark sein soll, den Kampf gegen Deutsch-Südwestafrika eröffnet. Große Aussichten, den Feind in diesem Feldzuge zu schlagen, hat man im Kapland selbst nicht, denn der Johannesburg Korrespondent der „Daily Mail“, R. E. Neame, weist sich, in einem langen Aufsatz die unerhörten Schwierigkeiten dieses Krieges in der südafrikanischen Sandwüste zu betonen. Botha hat sein Heer, so gut es ging, ausgerüstet, er hat Flugzeuge, schwere Artillerie und andere Hilfsmittel aus England erhalten, ohne die er den Vormarsch garnicht hätte wagen können. Der bewohnbare Teil von Deutsch-Südwest liegt ja bekanntlich im Mittelpunkt einer sonnenbeschienenen, wasser-

und schattenlosen Wüste von Treibsand. Nur wer diesen Sandgürtel aus genauer Erfahrung kennt, kann die Schwierigkeiten begreifen, die sich einem Durchmarsch entgegenstellen. Der Gürtel schwankt in seiner Breite zwischen 60 und 120 Kilometer. Durch ihn muß das englische Heer Wasser und ebenso Nahrung für Mannschaften und Tiere führen, ja nicht nur das, sondern alles nur Denkbare, was ein Heer braucht. Die Mittagshitze steigt bis zu 40 Grad M., die Sandstürme, die zu Mittag gewöhnlich wüten, sind so dicht, daß das nächste Ziel im Lager nur wie ein undeutlicher Fleck erscheint und sonst alles unsichtbar ist. Die Truppen sind dann so in Schweiß gebadet, daß sie nur die dünnste Kleidung, einen Sonnenhelm und ein Paar Stiefel tragen können. Sehr häufig sind Fälle, in denen die Soldaten durch die Sonne bis zum Wahnsinn getrieben werden und nach dem Hospital zurückgeschickt werden müssen. Zehntausende von Schleiern und Schutzbrillen sind zum Kampf gegen den Sand und gegen das erbarmungslos blendende Sonnenlicht für das Heer Bothas geliefert worden. Die Pferde magern zu Skeletten ab und sterben wie die Fliegen. Bei jedem Windhauch entstehen hohe Dünen, und die Eisenbahnliesen müssen von Tag zu Tag neu ausgegraben werden, da die Schienenwege mit Sand hoch überdeckt sind. Aber es gibt keinen anderen Weg, um gegen die Deutschen vorzugehen, die sich in das Innere ihrer Kolonie zurückgezogen haben, wo es Wasserlöcher und Quellen gibt und blühendes Land ist. Bothas Armee ist der deutschen Truppe, der er im Kampf begegnen wird, zahlenmäßig sicherlich überlegen. Ob dies aber zu einem Siege genügen wird, erscheint dem englischen Berichterstatter fraglich. Die Deutschen sind vortrefflich ausgerüstet, haben zahlreiche Maschinengewehre, eine bedeutende Artillerie und reichlichen Vorrat an Munition und Nahrungsmitteln. Die von ihnen gelegten Landminen sind den Streitkräften der Union schon sehr unangenehm geworden, und man erzählt, daß in den letzten Monaten in Windhuk Sandgranaten in großer Menge hergestellt worden sind. Mit dem guten Eisenbahnsystem im Innern des Landes, ausgezeichneten Telefon- und Telegraphenanlagen, die über das ganze Gebiet verstreut sind, mit einer Anzahl von Flugzeugen, die sie besitzen, erscheinen die Deutschen als sehr gefährliche Gegner, zumal sie für den Kampf in der Wüste trefflich vorbereitet sind, was sich nicht von allen Truppen Bothas sagen läßt. Wie gut der Nachrichtendienst in Deutsch-Südwest funktioniert, dafür spricht ein kleiner Vorfall. Wenn die Soldaten der Unionsarmee Fußball spielen, schickt ihnen der drahtlose Telegraphist aus Windhuk lakonische Bemerkungen, in denen er sich darüber lustig macht. Telephonbrüche, die unterm Sand verstreut sind, wurden des öfteren entdeckt. Die Deutschen haben sich auch durchaus nicht auf bloße Verteidigung ihrer Kolonie beschränkt, sondern sie sind zu verschiedenenmalen bereits angriffsweise vorgegangen, in den nordwestlichen Teil der Kapkolonie eingebrungen und mit einer beträchtlichen Truppenmacht dort siegreich gewesen. Selbst wenn Botha mit seinem Heer den Sandgürtel durchquert hat, wird er hier den starken deutschen Verteidigungsstellen gegenüber einen schweren Stand haben und so wird dieser afrikanische Sandkrieg „ein langes Geschäft“ sein und, wie wir im Vertrauen auf unsere Schutztruppen annehmen dürfen, auch ein sehr schlechtes für die Engländer.

Stilles Heldentum.

(Gedicht von Edmund Reil (Wiesbaden), Kriegsfreiwilliger im Schützengraben.)

Nun ist so mancher schon geblieben,
Der froh in unserm Kreise stand,
Und unser Hoffen, unser Lieben —
Ist mir ein Grab im fremden Land.

Ein kleiner, frischer Erdenhügel,
Ein Holzkreuz und ein Helm darauf;
Vorüber fliegen Horn und Bügel,
Doch niemals — niemals wacht er auf . . .

Und fern am Rhein zur Abendstunde,
Da wandeln stille, blasse Frau'n,
Sie tragen schwer an ihrer Wunde
Und wagen nicht empor zu schau'n.

Bestimmt sind alle Erdenlagen,
Die Rippe flüstert ein Gebet;
Und ihre Stirnen Kronen tragen
In heil'ger Siegesmajestät. — — —

Nun ist so mancher schon geblieben,
Der froh in unserm Kreise stand;
Und unser Hoffen, unser Lieben
Ist mir ein Grab im fremden Land.